

ALIBI für Unfug, Spaß und Widerstand



Triste Büroräume verwandeln sich gerade in einen kreativ-politischen Freiraum. (Foto: mal)

„Ich hab ein Haus, ein kunterbuntes Haus...“ Okay, ein Äffchen und ein Pferd fehlen noch, aber immerhin hat Essen nach langem Kampf einen Freiraum, der kreative, undogmatische und spektrenübergreifende linke Politik lebendig machen möchte: Am 27. Februar eröffnet das linke Zentrum ALIBI in der Gladbecker Straße 10, wenige Meter vom Essener Campus entfernt, seine Stube.

Wozu braucht Essen ein linkes Zentrum? Und was bedeutet überhaupt links? Abseits stereotyper Vorstellungen linker Lebensart geht es im ALIBI um eine kreativ-soziale Aneignung von Lebensraum, kollektive Kultur, das Hinterfragen von unterdrückenden Strukturen, einen konstruktiven Austausch von Menschen ohne Engstirnigkeit, Geschlechts- und Herkunftsgrenzen.

„Es fehlt oft an einem Treffpunkt, wo man unkommerzielle Angebote nutzen und sich vernetzen kann“, meint Arne, der Teil von ALIBI ist. Ob Vorträge, Workshops oder ein Beisammensein außerhalb der eigenen vier Wände, zu oft sind unkommerzielle Möglichkeiten an eine Mitgliedschaft bei Vereinen oder Kirchen gebunden. Eine lebendige Gesellschaft, ein Lebensraum, braucht aber die Beteiligung ihrer Bevölkerung. Dafür braucht man sichtbare Experimentierräume, findet Anabel Jujol. „Freiräume,

wo Utopien ausprobiert werden, wo auch daran gescheitert werden kann, wo ausprobiert wird, wie unkommerzielle Projekte verwirklicht oder wie alternative kulturelle Experimente gemacht werden können.“ Zusammen mit Janina Herff bildet sie die im Oktober gegründete parteilose Ratsgruppe Schöner Links, die sich die Räume in der Gladbeckerstraße mit ALIBI teilt. Alle Entscheidungen der Arbeit ALIBIs betreffend werden unabhängig von der Ratsgruppe in einem basisdemokratischen Plenum, das jede zweite Woche stattfindet, beschlossen. „Man muss nicht mit unserer Ratsgruppe sympathisieren. Wenn hier jemand sagt: Links was ist das? Oder: Parlamentarische Politik, oh Gott, hör mir damit auf. Diejenigen sind hier genauso willkommen“, sagt Janina Herff.

Schnittmengen zwischen ALIBI und Schöner Links bestehen trotzdem einige und diese wollen von beiden Seiten genutzt werden, sei es Feedback und ein Reflexionsraum für die Ratsgruppe als auch Einblicke in die parlamentarische Politik für die ALIBIs.

Kennen gelernt haben sich die verschiedenen Raumnutzer*innen vor allem durch künstlerische und politische Projekte, schließlich besteht die Freiraum-Bewegung, auch bekannt unter dem Namen „Kampagne-A.F.F.E.“, schon länger. Seit 2010 gab es verschiedene Versuche einen Freiraum für Kunst, Kultur und Politik zu schaffen. Ob 2010 die Besetzung der leerstehenden DGB-Zentrale, die Besetzung des Krupp-Geländes im Sommer 2014 oder die mehrtägige Besetzung der Hauptschule Bären-delle, die zur Bürgerinitiative und der Teilnutzung des Gebäudes führte (aktuell berichtete).

Zur Party? Zur Party!

Ein eigener unabhängiger Treffpunkt für Veranstaltungen und Austausch schien der Gruppe längst überfällig. Die Räumlichkeiten in der Gladbecker Straße 10 kommen da wie gerufen. „Natürlich ist es jetzt nicht so groß wie ein AZ sein könnte, was Essen auch gut tun würde, aber es ist ein Anfang“, findet Arne von ALIBI. Und dieser Anfang muss gebührend gefeiert werden: Am Samstag, den 27. Februar, ab 18 Uhr und vollkommen kostenlos. Neben Livemusik von Experimentell (Fabs), Beatbox-Schabernack (Jibel Jay), Funk (Maximizers) oder Hardcorepunk (Lily Havoc) und anschließender elektronischer Tanzmusik verschiedener DJ*s, wird es auch die ein oder andere kreative Überraschung mehr geben. Der Gedanke des linken Freiraums ist unkommerziell. Gegen eine mögliche Geldspende wird es Essen und Trinken geben.

Solch eine Party wird es dann eventuell jedes Quartal geben. Außerdem stehen ab März regelmäßig Kneipenabende mit einer Küche für

Gebetsraum



Der muslimische Gebetsraum auf dem Campus Essen soll zu einem Raum der Stille werden. Alle Hintergründe findet ihr auf **Seite 4/5**

Ran an die Boulette



Burger, Burger, mjam, mjam, mjam. Unsere Redakteur*innen waren auf der Suche nach dem besten Burger in den Campusstädten. **Seite 7**

akduell im Netz

Alle Artikel, die Möglichkeit zu kommentieren und noch viel mehr gibt es unter:
www.akduell.de

alle, Bastel und Geräuschabende, Vorträge und Lachyoga an. „Bei unserem letzten Plenum war eine junge Frau, die Yogalehrerin ist und kein Geld hätte um sich Räumlichkeiten anzumieten. Auf Spendenbasis kann sie in unseren Räumlichkeiten jetzt ihre Lachyogakurse machen und sich da erstmal ausprobieren“, beschreibt Janina Herff eine der Möglichkeiten sich bei ALIBI zu beteiligen.

Nach und nach soll das Angebot erweitert und im besten Fall das ALIBI jeden Tag bespielt werden. Auch mit den Nachbar*innen möchte die Gruppe nicht nur zusammen leben, sondern auch arbeiten: Eine Kooperation mit dem AstA liegt gerade durch die Uninähe für Arne nah. „Eine Basis für eine linke Bewegung bündelt das Potential, was es an Leuten gibt und wir laden ein diesen Anlaufpunkt zum Kennen lernen und Austauschen zu nutzen.“ Die praktische Umsetzung möchte das ALIBI gerade durch Offenheit und Austausch mit Menschen verschiedenster Denkweisen erreichen. Widersprüche sind der Gruppe erwünscht! Dafür braucht es laut Anabel Jujol eben „Raum in den Köpfen, aber auch Raum in Quadratmetern.“ [mal]

Eine unendliche Geschichte

Kommentar

Da sind die Pferde wohl durchgegangen...

Eine Kommentar von Maren Wenzel

„Wer so genannte „Ungläubige“ daran hindert, sich auf den Fluren der Universität frei und ungehindert zu bewegen, wer außerdem muslimischen Frauen vorschreiben will, dass sie auf Parfüm zu verzichten und das Kopftuch überzuziehen haben, benötigt dringend Nachhilfe: nicht nur in Sachen Staatsbürgerkunde und im Fach ‚Gutes Benehmen‘, sondern auch in Geografie: Essen ist Abendland, nicht Orient“, heißt es in der WAZ. Der polternde Titel dieses Kommentars: „Gebetsraum: Uni Essen hat zu lange die Zügel schleifen lassen.“ Autor Gerd Nierwerth bezieht sich darin auf die Schließung des Essener muslimischen Gebetsraums. Zuvor hatte er in einem Artikel in Bezug auf eine anonyme Quelle die Vorwürfe erhoben, dass fundamentalistische muslimische Studierende während des Freitagsgebets Aufzüge sowie Toiletten im Umfeld des Gebetsraumes blockiert hätten.

Angesichts dieses Kommentars stellen sich mir folgende Fragen:

1. Will der Autor wirklich das Fach „Staatsbürgerkunde“ aus der DDR wieder einführen?
2. Wo bleibt die journalistische Genauigkeit? Schließlich wurden muslimische Studentinnen 2012 an der Dortmund Uni aufgefordert, ein Kopftuch zu tragen und auf Parfüm zu verzichten. In Essen steht Parfüm dagegen in den Regalen des Gebetsraums. Kleine Geografie-Lektion: Dortmund ist Dortmund, nicht Essen.
3. Welcher Autor kommt in Zeiten, in denen Pegida eine islamfeindliche Stimmung auf den Straßen schürt, ernsthaft auf die Idee zu betonen, dass Essen Abendland sein soll?

Sollten sich die Vorfälle an der Uni Essen tatsächlich belegen, was nach unseren Recherchen derzeit noch nicht der Fall ist, ist eine Debatte über ein solches Fehlverhalten mit den betreffenden Personen definitiv notwendig. Ebenso sollten die medialen Ausfälle nach der Schließung des Dortmunder Raumes der Stille dringend Gegenstand eines kritischen Diskurses werden. Bis dahin wünsche ich dem WAZ-Autor für das Verfassen seines nächsten Kommentars ein paar Zügel. Auf **dass er sie nicht wieder schleifen lässt.**



*Können die Anwohner*innen des Zinkhüttenplatzes aufatmen? (Foto: fro)*

Es ist sowas wie die unendliche Geschichte des Berliner Flughafens auf Duisburger Ebene. Schon 2010 wurde der Bau des „Factory Outlet Centers“ im Norden der Stadt beschlossen. Auf dem Gelände steht aber nicht nur die seit Jahren wegen Asbests geschlossene Rhein-Ruhr-Halle, sondern auch viele Mehrfamilienhäuser, aus denen die Bewohner*innen wegen des Großbauprojekts ausziehen sollten, um für einen Parkplatz zu weichen. Jetzt will die Stadt Duisburg in der kommenden Ratssitzung am 26. Februar den Stopp des Vorhabens endgültig besiegeln.

Während ein erheblicher Teil der Anwohner*innen bereits ausgezogen ist und nur noch wenige übrig gebliebene mit Plakaten an den Häusern und Fensterscheiben ihren Widerstand kundtun, sprechen sich mittlerweile auch fast alle Ratsparteien gegen den Bau des Factory Outlet Centers an der Stadtteilgrenze Hamborn/Marxloh aus. „Der Stillstand bei diesem Projekt war und ist unerträglich“, erklärt Herbert Mettler, Fraktionsvorsitzender der Duisburger SPD, in einer Pressemitteilung. „Nun ist Zeit, die Reißleine zu ziehen und über den Weg einer Neuplanung für das Grundstück aus dem Projekt auszusteigen.“ Zuspätkommt auch von den Grünen, den Linken sowie den Piraten. Aus Reihen der CDU regt sich allerdings Unmut wegen des geplanten Stopps des damals von rot-rot-grün vorangetriebenen Großprojekts, das die lokale Wirtschaft stärken sollte. „Alles, was in den zurückliegenden Jahren gelaufen ist, wäre damit gegenstandslos“, sagt der Duisburger Fraktionsvorsitzender der CDU, Rainer Enzweiler, gegenüber der Rheinischen Post. Mit ihren 21 Sitzen im Stadtrat wird die CDU aber nicht gegen die Befürworter*innen des Planungsstopps ankommen. Die Abstimmung ist nur noch eine Formsache.

Die Fläche soll nach Planungen der Stadt Duisburg nun anderweitig genutzt werden. „Dazu soll ein Planungsbüro bis zum Sommer 2016 in einer Zielgruppenbeteiligung mit ortsansässigen Bürgern einen Katalog mit möglichen Nutzungen erstellen“, heißt es in einer Pressemitteilung der Stadt Duisburg. Das widerstrebt aller-

dings der Douvil GmbH, die als Projektentwickler bereits acht Millionen Euro in das geplante Outlet investiert hat. Das Unternehmen zeigte sich über die Nachricht eines möglichen Planungsstopps überrascht und möchte die Sachlage juristisch prüfen. Damit könnte auf die Stadt ein Schadensersatz in Millionenhöhe zukommen – so viel zum wirtschaftlichen Aufschwung.

Noch fliegen keine Sektkorken

Statt der erhofften konjunkturellen Ekstase folgen Pleite, Pech und Pannen. Dass der erhoffte wirtschaftliche Aufschwung dadurch ausblieb, markiert für die Ratsparteien den Anlass, Alternativen zu suchen. Um die Anwohner*innen des Gebiets ging es bei der Entscheidung schließlich nie. Sie mussten zum Wohle der Kaufkraft ihre Wohnungen verlassen. Die Wohnungsgesellschaft „Immeo“, der die Immobilien vor Ort gehören, bot ihnen zwar eine alternative Wohnmöglichkeit an. Während viele Bewohner*innen ihr Zuhause verließen, formierte sich aber die Bürgerinitiative Zinkhüttenplatz, die sich mit verschiedenen Aktionen gegen den Bau eines Einkaufstempels auf ihre Kosten engagierte. Noch möchte die Bürgerinitiative nicht in Jubel ausbrechen. Sie möchte den Beschluss der Ratssitzung abwarten.

Denn das Projektende ist noch nicht in trockenen Tüchern. Trotzdem begrüßt die Industrie- und Handelskammer (IHK) bereits das geplante Aus des eigentlich für 2012 angesetzten Outlet-Baus. Schon seit Planungsbeginn äußerten sie Bedenken, die auch allesamt ökonomischer Natur waren und die Situation der Anwohner*innen nicht berücksichtigte. Zum einen wäre mit einem Outlet im Norden Duisburgs die Anziehungskraft der Duisburger Innenstadt gefährdet gewesen, zum anderen hätte der Bau zu deutlichen Verkehrsbeeinträchtigungen geführt. Auch ohne Factory Outlet Center sind die nahegelegene A59 sowie die Straßenbahnlinie 903 ausgelastet. Hinzu kommt der mit 300 Metern zu geringe Abstand des geplanten Einkaufszentrums zum Industriebetrieb Grillo. Dabei hätte es sich im Störfall bei vom Werk austretender Schwefelsäure und emporsteigendem Schwefeldioxid wunderbar shoppen lassen. [fro]

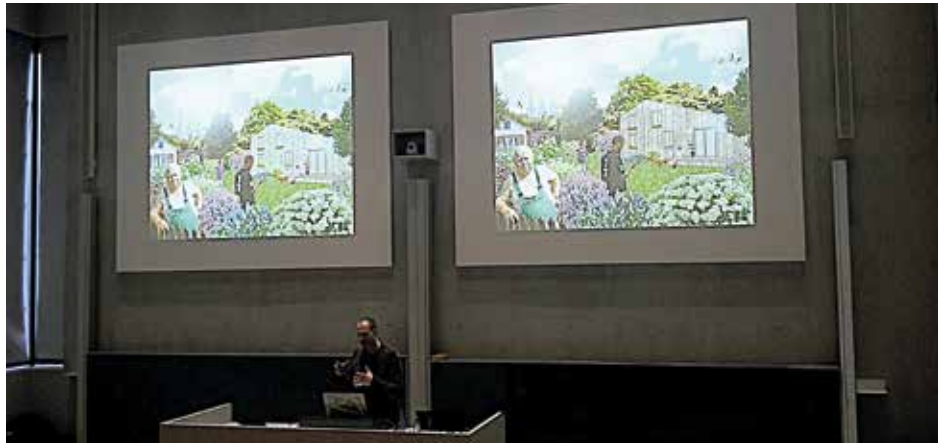
Urbanes Umdenken?

Die Zuwanderung stellt neue Herausforderungen an den sozialen Wohnungsbau. Vergangenen Donnerstag veranstaltete die Universität Duisburg-Essen dazu den 14. Bauthementag „WohnRaumNot“. Der Vorstandsvorsitzende der Allbau AG Dirk Miklikowski stellte die seit Anfang diesen Monats bezogene Erstaufnahmestelle in Essen (EAE) vor. Peter Haslinger, Mitarbeiter des Instituts Entwerfen und Gebäudelehre, der Leibniz Universität in Hannover (LUH) und Mitautor des Buches „Refugees Welcome“ lehnt trostlose Containersiedlungen klar ab und deckt neue Perspektiven im Sozialen Wohnungsbau auf. Der soziale Mitarbeiter des Caritasverbandes Markus Siebert erweitert durch Realitätsbezug Ideen und Konzepte der Architekt*innen.

Das Ex-Kutel-Gelände in Essen-Fischlaken verwandelte sich in den letzten 14 Monaten zu einer Erstaufnahmestelle, in der 800 Geflüchtete unterkommen können. Orientiert sei dieser Gebäudekomplex am sozialen Wohnungsbau. „Hier handelt es sich nicht mehr um Container, sondern Module“, so der Vorstandsvorsitzende. Wärmeverlust, Feuchtigkeit und Schimmel seien kein qualitatives Problem mehr. Das Erscheinungsbild der EAE im Essener Süden ähnelt einem Uni-Gelände. Die Gebäude sind zweistöckig und wie der Campus in Essen nach Farben sortiert. Die eng angelegten Wohneinheiten sind mit drei bis vier Betten ausgestattet und besitzen eine Teeküche, in der Kleinigkeiten zubereitet werden können. Zudem habe man, laut Miklikowski eine Sozialzuweisung vorgenommen und Familien von allein anreisenden Männern getrennt untergebracht. Die Sanitäranlage entsprechen dem Niveau von Jugendherbergen und haben ein Verhältnis von eins zu zehn.

Spartanische Wohnsituation

Der Eingangsbereich gleicht einem Hotel. „Eine einladende Willkommenskultur lag uns am Herzen“, so Miklikowski. Auch für Freizeitaktivitäten sei gesorgt: Aufenthaltsräume, Spielplätze und eine Sportanlage bieten Möglichkeiten dazu. Verwaltungsbehörden und medizinische Versorgung befinden sich direkt vor Ort. Die Räumlichkeiten sind modern und nach neuesten Standards ausgerichtet. Eine gesellschaftliche Anonymität bleibt allerdings weiterhin erhalten. Von annäherndem Luxus ist keine Spur. Die sogenannten Module entsprechen schätzungsweise der Größe eines Hochseecontainers und sind etwa 15 Quadratmeter groß. Die EAE entspricht also keiner angemessenen Wohnsituation sondern ausschließlich einer Übergangslösung, deren Dauer auf maximal drei Monate Aufenthalt begrenzt sein sollte. Denn mit der in dieser Veranstaltung angepriesenen Integration hat die sogenannte Asylstraße nichts zu tun.



Peter Haslinger stellt die von einer Studentin illustrierten Gebäude für bewohnbare Schrebergärten vor. (Foto: BRIT)

Neue architektonische Herausforderung

Dass es sich bei diesem bundesweit vorbildlichen Prototyp um keine dauerhafte Lösung handeln kann, findet auch der Architekt Peter Haslinger. Sein Buch „Refugees Welcome“ entstand im Rahmen eines Seminars und wurde von Studierenden und Kolleg*innen erarbeitet. Es trifft den Nerv der aktuellen Debatte und erscheint zum richtigen Zeitpunkt, in dem Medien Tag ein Tag aus über schlecht genutzte räumliche und soziale Potentiale der Städte berichten.

„Wir haben uns Gedanken über ein Konzept menschwürdiger Architektur gemacht“, so Haslinger. Denn: „Trostlose Containersiedlungen und Schulen sind, hier keine angemessene politische Reaktion.“ Dass diese überhaupt eine Option geworden sind bleibt für den Architekten nach wie vor unverständlich: „Geflüchtete sind nicht Wochen, sondern Jahre unterwegs und kommen in Vorfeldunterkünften unter. Man hätte sich durchaus besser vorbereiten können.“

Das Projekt setzt zunächst genau an diesem Punkt an: Woher kommen die Geflüchteten und welche Geschichte haben sie. Wie kann man diese in den Sozialstaat einbetten und einen architektonischen Prototypen erstellen, der einem Alltagsleben Zugang verschafft. Qualitative Daten, wie die von Studierenden geführten Interviews mit Geflüchteten, bilden den Grundbaustein folgender Ideen. Auch ein Blick in die Geschichte erweitert das Konzept. Der wachsende europäische Staat habe schon im Mittelalter als Integrationsmaschine funktioniert. Beispiele, wie das Französische Quartier in Potsdam könnten die fortlaufende Stadtgestaltung daher inspirieren.

In einem weiteren Schritt wurden aktuelle Unterkünfte in Hannover kritisch unter die Lupe genommen. Schließlich wolle man den Wohnraum zukünftig effizienter einsetzen, ohne dabei das hier formulierte Ziel, die Integration, aus den Augen zu verlieren.

Die Ergebnisse der Nachwuchs-Architekt*innen evozieren hinsichtlich ihrer Rea-

lisierung durchaus Zweifel. Sie veranschaulichen aber, welche Möglichkeiten unsere Städte haben. Neben naheliegenden Entwürfen von Lückenbebauung und Überdachung von Höfen werden ganz neue Perspektiven eröffnet. „Schrebergärten könnten dauerhaft bewohnt werden, Flächendächer könnten mit Aufbauten versehen und es könnten schwimmfähige Lastkähne, sogenannte Floating Homes, entwickelt werden“, berichtet Haslinger. Der Kreativität seien da erst mal keine Grenzen gesetzt. „Raum und Möglichkeiten von Begegnungen sollten immer in die Konstruktionen einfließen“, ergänzt er. Es handelt sich also in keinem dieser Beispiele um gesonderte Unterkünfte für Geflüchtete, sondern um günstige und beispielsweise auch für Studierende attraktive Wohneinheiten. Das Projekt zielt zunächst also auf die soziale Teilhabe ab. Zudem sei die Wohnraumnot nicht nur ein ursächliches Problem der Zuwanderung. „Wir haben in Deutschland auch so jährlich 40.000 Wohnungen zu wenig. Es ist an der Zeit umzudenken“, so Haslinger.

Angestrichene Containersiedlung

Markus Siebert, Sozialarbeiter des Caritasverbandes kehrt in seinem Vortrag schließlich zu gegenwärtigen Problemen und notwendigen Veränderungen zurück. „Die städtische Herausforderung, der wir uns stellen müssen, ist die sensible städtische Verteilung der Geflüchteten“, so Sievert.

Die Liste der Angriffe auf Geflüchtetenunterkünfte wird derweil immer länger. „Gewachsene Strukturen der Quartiersverteilung und damit verbundene Hürden müssen neu überdacht werden“, ergänzt der Sozialarbeiter. Innerhalb der Veranstaltung setzte man sich weniger mit dem Sicherheitsproblem auseinander. Es war lediglich die Rede von einer Beschränkung, die weitere rechte und rassistische Attacken wohl abschrecken sollte. Fraglich bleibt auch, ob es sich bei der EAE Essen nicht bloß um eine frisch angestrichene Containersiedlung handelt und was daran dann letztlich innovativ ist. [BRIT]

Islamisches Regime an der UDE?

Nirgends zu finden



Teppich auf Teppich: In Raum R 12 To4 E96 befindet sich der muslimische Gebetsraum. Doch der soll bald geschlossen werden. (Foto: mac)

Aufbruch an der Universität Duisburg-Essen (UDE): Die Nachricht über die Schließung des muslimischen Gebetsraumes am Campus Essen entfachte eine breite Debatte. An der Uni und im Netz wird hitzig diskutiert über fundamentale Muslime, antimuslimischen Rassismus und die Stellung von Religion an der UDE.

„Diskriminierung im Namen Allahs“ titelte ein Artikel aus der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung (WAZ) am 12. Februar. Autor Gerd Niewerth berichtet darin von schweren Vorwürfen. Ein „fundamentalistisches Regime“ habe sich rund um den Gebetsraum R 12 To4 E96 breit gemacht. Niewerth zitiert eine „seriöse Quelle“ die zahlreiche angebliche Missstände anprangert. So werde für das Freitagsgebet der Aufzug in die vierte Etage, wo sich die Räumlichkeit befindet, blockiert. Nicht nur Frauen sei dann der Zugang verwehrt worden, auch „Ungläubige“ würden am Betreten der Etage und den anliegenden Toiletten gehindert, da dort rituelle Waschungen durchgeführt würden. In einem Kommentar legt der WAZ-Autor noch einmal nach und behauptet, an der Hochschule würde muslimischen Frauen vorgeschrieben, „dass sie auf Parfüm zu verzichten und das Kopftuch überzuziehen haben.“

Negina und Chalil sind überrascht und schockiert. Zusammen bilden sie den Vorstand des Islamischen Studierendenbundes Essen, der seit über 30 Jahren den Gebetsraum betreibt. Der ISB möchte Sprachrohr für alle muslimischen Studierenden am Campus sein, für fundamentale Auslegungen ihrer Religion sei jedoch kein Platz in ihren Räumlichkeiten: „Der ISB achtet und schützt die verfassungsmäßig garantierten Rechte und Freiheiten und bekennt sich zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung“. Von der Schließung haben sie aus den Medien erfahren, auch zeigen sie sich bestürzt ob der harschen Vorwürfe. Sie beklagen, dass die Informationen „in einen aktuell medial aufgebauten und auch frauenfeindlichen Diskurs ge-

streut“ werden. Doch wie sieht die Realität im und um den muslimischen Gebetsraum aus?

Geschlechtertrennung per Vorhang

Chalil, Negina und ISB-Financerin Ahlam öffnen uns die Tür am „Eingang Brüder“. Der 25 bis 30 Quadratmeter große Raum ist überraschend klein, dafür dass hier 50 bis 60 Gläubige Platz finden sollen. In der Mitte trennt ein brauner Vorhang den Raum in zwei gleich große Hälften. Links die Frauen, rechts die Männer - beide haben ihren eigenen Eingang. Auf jeder Seite gibt ein Waschbecken die Möglichkeit zu rituellen Waschungen. Wir setzen uns auf die Frauenseite auf den Teppichboden. „Wir haben viel Arbeit und auch Geld in die Einrichtung des Raumes gesteckt“, erklärt Negina. Der Raum sei für die Gläubigen am Campus sehr wichtig, denn wer fünf Mal am Tag bete, könne nicht zwischen zwei Seminaren noch eben in eine Moschee laufen. Eine Stichprobe des ISB hat ergeben, dass zwischen 250 und 300 Personen den Raum durchschnittlich pro Tag nutzen. Wenn der Raum schließt, würden sie sich andere Wege suchen ihre Gebete zu verrichten: Auf den Fluren, im Keller oder in der Bibliothek.

Doch das ist nur die eine Seite der Debatte. Hitziger werden die Vorwürfe aus der WAZ diskutiert. Da heißt es, in einem universitären Raum würde ein eigenes Regelwerk etabliert, das Frauen und „Ungläubige“ ausschließt und unter Druck setze. Wir haben im Vorfeld in den Sozialen Netzwerken nachgefragt. In zwei Facebook-Uni-Gruppen mit insgesamt 12.000 Nutzer*innen wollten wir wissen, ob Studierende schon einmal ähnliche Vorfälle erlebt haben. Unsere Recherchen können die Vorwürfe bislang nicht bestätigen. Viele Studierende hören zum ersten Mal davon, dass gläubige muslimische Studierende Andere bedrängen würden: „Ich habe den Artikel in der WAZ auch gelesen und mich sehr darüber gewundert, weil ich noch nie etwas von derartigen Schikanen mitbekommen habe“, schreibt beispielsweise Han-

nah. Ein anderer Student schreibt uns privat: „Ich bin schon etliche Male zusammen mit Muslimen mit dem Aufzug zum Gebetsraum gefahren - auch zum Freitagsgebet. Und es gab bisher keinerlei Probleme.“

Verhüllung kein Zwang in Essen

Auch für ISB-Vorsitzende Negina sind das haltlose Anschuldigungen. Sie selbst bezeichnet sich als konservative Muslima, sie trägt Kopftuch genauso wie Finanzerin Ahlam. Etwa die Hälfte aller Frauen, die zum Gebet in den Raum kommen, würden aber keines tragen, schätzt sie. An der Wand im Frauenbereich hängt ein Plakat des Studienwerks „Avicenna“, das vor allem Stipendien an muslimische Studierende vergibt. Vom Plakat lächelt eine Frau ohne Kopftuch auf die Betenden herab. „Wäre hier ein Kopftuch-Zwang, würde so etwas ja gar nicht hier hängen“, sagt Negina. Studentinnen, die jedoch ein Kopftuch tragen, wünschten sich im Gebetsraum eine optische Trennung. Bei der rituellen Waschung müsse das Kopftuch nämlich abgenommen werden, so Negina.

In einem der Bücherregale finden wir außerdem kleine Flakons. Als wir nachfragen, was darin sei, antwortet Chalil schmunzelnd: „Parfüm!“ Er findet die Gerüche persönlich zwar etwas streng, aber die Behauptung des WAZ-Kommentars, dass im Essener Gebetsraum gar kein Parfüm erlaubt sei, wirkt in diesem Moment absurd. Es scheint, als seien Vorfälle aus Dortmund auf den Essener Gebetsraum projiziert worden, meint Chalil.

Freiwilliger Verzicht?

Weniger aus der Luft gegriffen scheinen die Vorwürfe rund um das Freitagsgebet. Auch Chalil bestreitet nicht, dass es zu Waschungen in den Toiletten auf dem Gang gekommen sein könnte. Zu kontrollieren wer, wann und wie die angrenzenden Waschräume benutzt, ist realistisch nicht möglich. Wer Zutritt zum Raum hat, schon eher. So sollen Frauen vom Freitagsgebet ausgeschlossen worden sein. Der ISB bestreitet, dass Frauen der Zutritt verwehrt wird, diese würden aus Platzgründen vielmehr freiwillig darauf verzichten. Im Islam ist das Freitagsgebet nur für die Männer verpflichtend. An der Tür zum Fraueneingang weist ein Zettel auf diesen Umstand hin. „Selamunaleykum liebe Schwestern“ steht dort geschrieben, mit der Bitte daran zu denken, den Raum „für das Freitagsgebet der Brüder freizuhalten“. Dieses dauert etwa eine Dreiviertelstunde. Schwer vorstellbar, dass sich Frauen dieser als Bitte verpackten Aufforderung widersetzen.

Die Hochschulleitung der Universität nennt die Vorwürfe aus der WAZ derweil nüchtern Gerüchte. So heißt es in einer kurzen Stellungnahme: „Mit etwaigen Gerüchten oder Beschwerden über die bisherigen Nutzer/innen hat die geplante Schließung nichts zu tun.“ Grund für die Schließung sei vielmehr die akute Raumnot, die eine Überprüfung der bisherigen Raumvergabe nötig mache. Derzeit würde die Sanierung des Nachbargebäudes R11 vorbereitet. Die große Fakultät



Kreuz auf Altar: In der Essener Campus Kapelle wird in Zukunft weiter gebetet. (Foto: mac)

für Geisteswissenschaften muss umziehen. „Dafür kommt insbesondere das R12-Gebäude in Frage, so dass hier kurzfristig sämtliche Raumkapazitäten für die Kernaufgaben der Universität benötigt werden“, so die Hochschulleitung. Nach den Sanierungsarbeiten soll im ehemaligen muslimischen Gebetsraum ein „Raum der Stille“ entstehen. Dieser soll dann für alle Konfessionen offen sein.

Unfreiwillig ist der ISB auch ins Zentrum einer viel größeren Debatte gerückt. Die Schließung des Raumes der Stille an der TU Dortmund fand nämlich erst vor Kurzem ein bundesweites mediales Echo. Die Ausgangslage: 2012 wurden dort Flyer verteilt, in denen Frauen zum Tragen eines Kopftuches und zum Verzicht auf Parfüm aufgefordert wurden. Zudem war der überkonfessionelle Raum durch Raumteiler getrennt und Korane sowie Gebetsteppiche gelagert worden. Der Dortmunder AStA schloss den Raum zweitweise, suchte das Gespräch und öffnete ihn neu eingerichtet erneut. Anfang dieses Jahres stellte die Universitätsleitung fest, dass das neue Mobiliar erneut zur Geschlechtertrennung genutzt wurde und dass Korane und Gebetsteppiche im Raum gelegen haben. Der Raum wurde „aus Sicherheitsgründen“ endgültig geschlossen.

Die Studierenden konnten diese Formulierung nicht nachvollziehen: Sie kritisierten unter anderem den Bezug auf den Sicherheitsaspekt. Außerdem wehrten sie sich gegen eine Homogenisierung aller muslimischer Studierender und betonten, dass Einzelne für die Vorfälle verantwortlich gewesen seien. Die Probezeit von zwei Jahren sei ohnehin abgelaufen, man wolle künftig einen „Baby- und Ruheraum“ im ehemaligen Raum der Stille einrichten, so das Rektorat wiederum in einem offenen Brief an die Studierenden.

Über 70 Artikel sind daraufhin erschienen. Nicht ohne Auswirkungen: Im Internet wird als Reaktion auf die Schließung massiv gegen Muslime gehetzt. Auch der Essener ISB bekommt seit dem WAZ-Artikel vermehrt Hass-Mails.

Das Konzept eines Raumes der Stille für alle trifft derweil in den Sozialen Netzwerken auf Zu-

stimmung. Viele Kommentator*innen plädieren aber auch für eine konsequente Trennung von Religion und Universität. So schreibt beispielsweise ein Facebook-Nutzer auf der Seite des Duisburg-Essener AStAs: „Wozu gibt es an einer deutschen Universität überhaupt einen Gebetsraum für irgendwen? Die Trennung von Kirche und Staat wurde bitter erkämpft. Eine Universität in Deutschland, hat generell keine Gebetsräume für irgendeine Religion zu haben.“ Der Islamische Studierendenbund sieht das naturgemäß anders: „Ein Gebetsraum an der Uni würde dem Säkularitätsgedanken in keinsten Weise widersprechen. Die religiös-weltanschauliche Neutralität des Staates bedeutet nicht, dass Religionsausübung von Individuen oder Gruppen innerhalb staatlicher Institutionen nicht möglich sein darf.“ Tatsächlich stehen Hochschulen nicht in der Pflicht, Gebetsräume für Studierende bereit zu stellen.

An der UDE wurde sich jedoch schon vor einiger Zeit entschieden, konfessionelle Gebetsräume zuzulassen. Am Campus in Essen gibt es, im Gegensatz zu Dortmund, eine christliche Kapelle. Sie wird von der Evangelischen Studierendengemeinde (ESG) betrieben. Der Evangelischen Kirche gehört sogar der gesamte Gebäudekomplex „Die Brücke“ am Campus – inklusive Café und 25 Wohngruppen für Studierende. Pfarrer Max Strecker aus der Brücke hält Gebetsräume auf dem Campus nicht für zwingend notwendig, sieht in ihnen aber eine schöne und sinnvolle Bereicherung des universitären Lebens. In die ESG-Kapelle könnten alle Studierenden zur Ruhe finden, unter anderem bei Zen-Meditationen oder christlichen Andachten. Doch plädiert Strecker darüber hinaus auch für einen muslimischen Gebetsraum. „Die Muslime sind nun auf dem Essener Campus so zahlreich, dass es für sie eine Gebetsmöglichkeit in jedem Fall geben sollte“, so Strecker.

Wie der künftige Raum der Stille an der UDE aussehen wird, ist noch nicht bekannt. Eine Zwischenlösung für die Dauer der Sanierung ist ebenfalls nicht in Sicht. [mac/ska]

Bezahlen!

Semesterbeitrag

Freut euch, es ist wieder so weit: Die Uni wartet sehnsüchtig auf euren Semesterbeitrag. Er setzt sich aus 182,22 Euro fürs VRR- und NRW-Ticket, dem Sozialbeitrag in Höhe von 95 Euro und dem Beitrag für den Allgemeinen Studierendenausschuss in Höhe von 13 Euro zusammen. Mit seinem Gesamtkosten von 290,22 Euro ist er - Preiserhöhung des VRR sei Dank - erneut gestiegen.

↗ Bis 26. Februar, Internet, Eintritt 290,22 Euro (Vorverkauf), ab 7. März 300,22 Euro (Abendkasse)

Intervenieren!

Stimmungsmache gegen Rom*nija

„Ich hätte gern das Doppelte an Syrern, wenn ich dafür ein paar Osteuropäer abgeben könnte“, sagte Duisburgs Oberbürgermeister Sören Link (SPD) vergangenen Herbst und trieb somit vor allem antiziganistische Ressentiments voran, die auch in der sogenannten „bürgerlichen Mitte“ deutlich Anklang finden. Einen traurigen Höhepunkt markierten die Ausschreitungen in den größtenteils von Rom*nija bewohnten Häusern in den Peschen. Am Beispiel der Stadt Duisburg wird auf der Veranstaltung über Antiziganismus und mögliche Interventionsmöglichkeiten referiert und diskutiert.

↗ Samstag, 12. März, 11 bis 18 Uhr, Treffpunkt Stollenpark, Bergmannstraße 51 Dortmund, Eintritt frei

Bereden!

Initiative der SHKS

Etwa einen Monat ist es nun her, dass sich studentische Hilfskräfte getroffen haben, um sich grundlegend über die Arbeitsbedingungen, Rechte und verschiedene Probleme von SHKS auszutauschen. Grund dafür ist, dass eine Vertretungsstelle für die Belange von SHKS eingerichtet werden soll. Die Arbeit der Initiative ist noch lange nicht vorbei und das nächste Treffen findet Anfang März auf dem Campus Duisburg statt. Alle SHKS sind eingeladen zum Treffen zu kommen und sich in die Diskussion einzubringen. Weitere Treffen sollen folgen.

↗ Montag, 7. März, 16 bis 18 Uhr, LF035, Campus Duisburg, Eintritt frei

Das Ruhrgebiet hat die Burgeritis

Was in Berlin schon länger Standard ist, erlebt man im Ruhrgebiet in den vergangenen Jahren: Burger soweit das Auge reicht. Und damit sind nicht die beiden großen Fastfood-Ketten gemeint. Neuer Trend ist es, einen Burger mit Klasse zu essen. Doch wo gibt's den besten Burger? In Essen, Duisburg oder doch Zuhause? Drei aktuell-Redakteur*innen machen einen Vergleich.

Nichts schießt derzeit so aus dem Boden wie neue Burgerrestaurants. Die Kette Hans im Glück ist mittlerweile in vielen Großstädten in Deutschland vertreten. Denn das Konzept zieht. „Täglich frische Zutaten und beste Qualität – bei Hans im Glück bekommst Du alles, was Du Dir von einem richtigen Burger schon immer gewünscht hast“, heißt es werbend auf der Webseite. Und siehe da - das bringt Nachahmer*innen.

Duisburg im Burgerfieber?

Hoch oben im nördlichen Duisburger Stadtteil Walsum macht die Burgerisierung des Abendlandes glücklicherweise auch keinen Halt. Nahe der Haltestelle Walsum Rathaus versteckt sich neben einem Pizzaimbiss und einer Filiale einer großen Nahrungsmittelkette ein kleiner, unscheinbarer Palast des kulinarischen Genusses. „Burger Nerds“ scheint äußerst beliebt zu sein; durch die Scheibe blickend stelle ich fest, dass ich auf mein Mahl wohl noch ein Weilchen warten muss. Ausnahmslos alle Plätze sind belegt. Da die winterlichen Temperaturen nicht gerade zum Verweilen an der frischen Luft einladen, beschließe ich das erst im August vergangenen Jahres eröffnete Schnellrestaurant zu betreten. Der Blick schwenkt gleich zur Theke. Als Lehramtsstudent gefällt es mir natürlich, dass das Menü mit Kreide an eine Tafel geschrieben wurde. Die Auswahl ist übersichtlich. Qualität vor Quantität. Die Preise liegen ziemlich im durchschnittlichen Burger-Preissegment, wenn man von den geschmacklich eher einer Schuhsohle erinnernden Fabrikaten der großen Fastfood-Ketten mal absieht. Gequält vom delikaten Burgergeruch und dem gemütlichen Ambiente suche ich eine Ablenkung - die ich schnell ausfindig gemacht habe. Ein bequemes Sofa lädt ein, auf einen freien Tisch zu warten und lenkt den Blick auf einen alten Röhrenfernseher samt Nintendo-Spielkonsole, sodass die Wartezeit wie im Flug vergeht und ich meine Bestellung schon der ersehnte BBQ Bacon Cheese Burger, bei dessen Anblick ich schon weiß, dass ich mich einsauen werde. Burgeressen ist schließlich eine Kunst, wenn dieser eine gewisse Höhe hat. Messer und Gabel sind für einen Burger-Dilettanten wie mich also Pflicht. Irgendwie schaffe ich es doch, den Burger zu verzehren. Die perfekte Mischung aus leckerer, nicht tiefender Soße und würzigem Hackfleisch (alternativ mit Hühnerfleisch oder veganen Zutaten). Gesättigt und um eine kulinarische Erfahrung reicher, kann ich den Laden zufrieden verlassen. Dafür fährt man auch gerne mal nach Prädinslaken. [fro]

In Essen is(s)t gut Essen.

Am Essener Hauptbahnhof hat kürzlich eine Filiale der aus Österreich kommenden Burgerkette „Burgerista“ eröffnet. Das Konzept ist leicht erklärt: Burger, die transparent in der offenen Küche zubereitet werden. Schnelles Essen, trotzdem hochwertig und laut Aussage der Kette immer mit frischen Zutaten. Das Publikum, das sich von diesem Konzept angezogen fühlt, scheint sehr gemischt zu sein. Menschen in Anzug oder Kostüm betreten das Geschäft, um sich in einer „Doggybag“ einen Burger für die Mittagspause zu holen, aber auch Gruppen von Jugendlichen sitzen auf den knallbunten Stühlen. Bestellungen werden an der Theke aufgenommen, isst man im Laden wird direkt ein Pieper mitgegeben. Burgerista scheint vom Stil her mehr auf Jugendliche abzielen, etwas verloren wirken zwei Seniorinnen an einem der bunten Tische, vollgepackt mit diversen Soßen, Zetteln und Buntstiften – denn man kann dem Cappietragendem-Team hinter dem Tresen gerne eine Botschaft hinterlassen. Auch eine Küchenrolle findet sich am Platz, falls man mit der Burgersoße mal wieder rumsaut. Zugegeben, das Konzept des Getränkeauffüllens ist nicht ganz neu, aber bei diesem hippen Laden gibt es „homemade“ Limonade und Eistee - in stylischen Gewürzgurkengläsern.

Bei all der Freude über die Aufmachung des Ladens, darf man natürlich eins nicht vergessen. Das große Fresen. Die Auswahl ist überschaubar, aber für Burgerfans bestimmt nicht schlecht. Denn man kann seinen Burger neben ein paar Standardburgern auch individuell zusammenstellen. Subway lässt grüßen, aber so werden entscheidungsunfreudige Menschen immerhin herausgefordert. Pommes als Beilage gibt's natürlich auch, klar. Und eine Kidbox mit kleinen Miniburgern. Dass Burgerista am Puls der Zeit ist, zeigt die Burgervariante mit Salatblättern anstelle von Brötchen. Beim Burgeressen auf den stetigen Gast des schlechten Gewissens verzichten? Will ich nicht, aber die flippige Aussage auf der Webseite, dass man mit diesem Burger „Bye, bye Kohlenhydrate“ sagt, ist schon verlockend. Der Veggieburger wird bei Burgerista mit gegrillten Zucchini und Pilzen angeboten – unterscheidet sich aber erfreulicherweise mit 5,60 Euro nicht groß im Preis zu der fleischigen Variante. Die Preise liegen insgesamt zwischen fünf und acht Euro für Burger mit wahlweise Beilagen. Geschmacklich gibt's die Schulnote Gut Minus. Optisch muss Burgerista jedoch noch etwas üben. Der Burger sah in der praktischen Brotpapiertasche trauriger aus, als er schmeckte. [Gerne]

Homemade ist doch immer noch am besten

Burgerläden schön und gut – doch ein kleines Geheimnis sei an dieser Stelle verraten: Die Zutaten für einen richtig guten Burger gibt es schon länger als die Startup-Brutzler-Stübchen. Es ist überhaupt nichts gegen den Hype des Burgerverzehrs einzuwenden, gerade weil die neuen Läden oft nicht zu Ketten gehören und sehr gute Gerichte und Zutaten versprechen. Vom Biofleisch bis hin zum Veggiepattie lassen sich die neuen Grillmeister*innen immer etwas Neues einfallen und präsentieren ihre



Zum Reinbeißen: Ein guter Burger muss nicht nur schmecken, sondern auch optisch was hermachen. (Foto: Gerne)

Ergebnisse auf Street Food Märkten und ähnlichen Events. Doch gerade hier liegt das Problem, das sich mit einem hausgemachten Burger immer vermeiden lassen wird. Geht man in einen Burgerladen ist man quasi schon gezwungen, sich für eine Richtung zu entscheiden. Isst man Fleisch, vegetarisch oder verzichtet man komplett auf alle tierischen Produkte? Was aber, wenn man vegane Patties am liebsten isst, nicht aber auf leckeren Käse und die hausgemachte, leider nicht vegane, Soße verzichten möchte? Der Trick: selber machen. Vorteilhaft, weil sich neue Zutaten verbinden lassen, ohne dass man in eine Essensschublade gesteckt wird und sich bitte auch nur aus dieser ernährt. So lassen sich zu Hause selbstgemachte vegane Patties aus Bohnen, Zwiebeln und Mais mit hervorragend schmeckendem Biokäse vereinen und das Schlemmerherz lacht. Oder mal ganz abwegig: Biofleisch kaufen, vegane Soße selber machen und die neue Kreation genießen. Ja, gibt's denn sowas? Tatsache. Selbst beim Essen sollte nicht in strikten Rastern gedacht werden, denn auch hier gilt: die Mischung macht's. Manchmal sogar ungewöhnliche, die öffentliche Buden vermutlich niemals anbieten werden. [bjg]

"Ich bin super, aber kein Held!"



Zum Ryanbeißen: Ryan Reynolds kann in *Deadpool* mit unстереotypen Heldentum überzeugen. (Foto: dav)

Deadpool heißt der neueste Hollywood-Blockbuster mit dem das Rad der Comicverfilmungen am Laufen gehalten werden soll. Deadpool ist aber kein klassischer Superhelden-Film: Er ist laut, voll sexualisierter Komik und zeigt unzensierte Gewalt in mannigfaltiger Ausführung. Die Halbwertszeit der zu platzen drohenden Blase von Superheld*innenverfilmungen hält dadurch sicherlich noch etwas an.

Bisherige Verfilmungen von Marvel, DC und Konsorten spülten immer reichlich Besucher*innen und entsprechende Gewinne in die Kassen der Filmschaffenden. Und auch *Deadpool* ist eine weitere Lizenz zum Geldddrucken: 134 Millionen Dollar spielte der Film allein am ersten Wochenende ein. Einen großen Anteil daran dürfte auch die PR-Maschinerie von Fox haben, die für den Film ganze Arbeit geleistet hat. Monatelang geisterten die Filmplakate mit Anspielungen an beispielsweise *Fifty Shades of Grey* oder *Akte X* durch Soziale Netzwerke. Ryan Reynolds, der 1996 selbst einen Auftritt in einer *Akte X* Folge hatte und sich sowohl als Produzent als auch Hauptdarsteller für *Deadpool* betätigt, rührte auch über seinen Twitter-Account ordentlich die Werbetrommel.

Im Film geht es um den ehemaligen Special-Forces-Soldaten Wade Wilson, der sich inzwischen als Söldner seinen Lebensunterhalt verdient. Während die Beziehung mit seiner Freundin Vanessa (Morena Baccarin) immer ernster wird, erfährt er, dass ein bösartiger Tumor unheilbar in seinem Körper gestreut hat. Als letzte Heilungschance wird ihm die Teilnahme an einem Experiment angeboten, bei dem die Selbstheilungskräfte von Wilsons Körper steigen sollen. Nach anfänglichem Zögern entscheidet sich Wilson für das riskante Unterfangen, doch während des Experiments geht etwas schief und sein Leben gerät vollkommen aus den Fugen. Das treibt ihn an, den Leiter der Einrichtung Francis, der verantwortlich für das missglückte Experiment ist und sich selbst Ajax

nennt, mit seinen neu gewonnenen Kräften zu jagen.

Malm oder Billy?

Klingt nach typischer Superheld-will-Rache-Story? Nun ja, typisch ist bei *Deadpool* ehrlich gesagt wenig. Welcher Superheld denkt sich während er durch die Luft fliegt und eine kleine Privatarmee seines Widersachers liquidiert „Hab ich den Herd angelassen?“. Und welcher Superheld wohnt zusammen mit einer blinden älteren Frau, die leidenschaftlich IKEA-Regale zusammenbaut und ihren Mitbewohner über Craigslist gesucht hat? Zusätzlich ist Wade Wilson bereits als Mensch ein überheblicher Zeitgenosse und seine neuen Superheldenkräfte tragen nicht gerade zu einer Läuterung dieses Verhaltensmusters ein. Tony Stark alias Iron Man ist im Vergleich zum Protagonisten *Deadpool* fast schon schüchtern. Was die Kinoplakate bereits vermuten ließen, bestätigt *Deadpool* bereits in den ersten Minuten: Sexualisierter Humor ist ein wesentlicher Bestandteil des Films. Im Zwei-Minutentakt schmeißt Wilson, beziehungsweise *Deadpool*, mit Anspielungen, schmutzigen Witzen und kuriosen (Sex-)Phantasien um sich. Meist durchaus zum Schmunzeln, einige Male jedoch etwas flach und in der Gesamtheit eines über 100-minütigen Film kurz davor, zu überreizen.

Der Erzählstil arbeitet innerhalb der ersten Stunde immer wieder mit Rückblenden, die die Entstehungsgeschichte von *Deadpool* erzählen. Zwischen diesen Rückblenden werden ein paar Köpfe zerschossen und Menschen zerteilt – was Superhelden eben so machen. Nach einer Stunde ist der Entstehungsweg von *Deadpool* abgehandelt, und die letzten 40 Minuten gibt es weiter Vollgas-Kino mit Vollkontaktsport. Unterstützt wird *Deadpool* dabei von zwei Mitgliedern der X-Men. „Nur zwei? Konnte sich das Studio nicht mehr X-Men leisten?“, fragt *Deadpool* und durchbricht damit die cineastische Vierte Wand. Es ist nicht das einzige Mal, dass er sich direkt an die Zuschauer*innen

wendet. Regisseur des Films, Tim Miller, hatte das bereits im Vorfeld angekündigt: „*Deadpool* weiß nicht nur, dass er Zuschauer hat, er weiß auch, dass er von Ryan Reynolds gespielt wird.“ Im Film resultiert dieses Wissen immer wieder in kleinen Bezügen zu Reynolds und dessen bisherige Filmographie.

Der Walkman ist wieder in

Genauso unkonventionell wie der Film ist auch seine Filmmusik. Während *Guardians of the Galaxy* bereits zu einem Revival des Walkmans auf den Kinoleinwänden geführt hat und das Mixtape von Peter Quill mit Liedern der 60-er und 70-er Jahre überzeugte, hört *Deadpool* auf seinem Walkman Hip Hop der Gruppe Salt'n'Pepa, ist aber auch im Besitz einer Platte von Wham. Die musikalische Varianz bildet dabei hervorragend die emotionale Veränderung von *Deadpool* ab, die alleine innerhalb einer Szene zwei bis drei Mal wechseln kann.

Beim Grand-Final des Films kann Regisseur Tim Miller jedoch die beliebten Hollywood-Superheld*innen Klischees nicht in Gänze ausblenden. Etwas zu vorhersehbar ist der Kampf, auf den es hinausläuft, etwas zu klar die Rollenverteilung. Wobei sich *Deadpool* auch hier noch in einigen Nuancen zu den sonst etwas glatten Superheldenkolleg*innen unterscheidet.

Insgesamt hat Hollywood mit *Deadpool* einiges richtig gemacht. Unterhaltsames Kino mit viel Action, frischen Dialogen und keinen glänzenden Held*innen, die am Ende von irgendeiner Regierung für ihre Tapferkeit geehrt werden. Auch wenn der Charakter *Deadpool* in manchen Szenen etwas eindimensional ist und ein Großteil des Humors in irgendeiner Weise etwas mit Geschlechtsakten oder ironisiertem Sexismus zu tun hat, ist der Film durchaus sehenswert. Gerade Fans von Filmen wie *Watchman* oder *Kick-Ass*, die ebenfalls einem anderen Schlag von Comicverfilmungen zuzuordnen sind, werden auf ihre Kosten kommen. [dav]

Die Uni-Bib als Ferienhaus



Wenn das wissenschaftliche Arbeiten Überhand nimmt. (Foto: flickr.com/CC BY 2.0 Drew Coffman)

Freude, Freude! Die langersehnten und wohlverdienten Ferien haben endlich angefangen. Jetzt heißt es: Couch, Netflix und nichts tun. Wenn da nicht dieses unfertige Worddokument namens „Hausarbeit Entwurf“ auf dem Desktop rumliegen würde.

Da hat man gerade alle Prüfungen hinter sich gebracht und schon geht der Horror weiter: die Hausarbeit. Hat der studierende Mensch es geschafft, einen der heißbegehrten Sprechzeitentermine zu bekommen und wahrzunehmen, gilt es, mit dem*der Lehrenden ein geeignetes Hausarbeitsthema zu finden. In der Regel sind leider alle Themenvorschläge von Seiten der Studierenden erst einmal zu einfach, zu allgemein oder nicht relevant genug. Doch an dieser Stelle sollte erstmal hinterfragt werden, was eigentlich der Sinn von Hausarbeiten ist. In einer perfekten Welt sollten Studierende den im Semester gelernten Stoff so gut verarbeitet haben, dass sie darüber eine zehn bis 15-seitige Arbeit anfertigen können. Diese sollte inhaltlich, rhetorisch als auch orthographisch so innovativ und grandios sein, dass die komplette Fakultät vor Freude einen Handstand macht und der Dokortitel ohne Umwege im Postfach landet. Aber Spaß beiseite, was genau wird denn jetzt eigentlich erwartet? Den Meisten graut es schon, wenn sie die Worte „wissenschaftliches Arbeiten“ hören, doch genau diese Vorgehensweise scheint die Quintessenz jeder Hausarbeit zu sein.

Von Plagiaten und Zitaten

In Seminaren zu eben jenem Thema, angeboten vom Fach oder Schreibwerkstätten, werden Leitfäden noch und nöcher vermittelt. Es wird davor

gewarnt, Sätze oder ganze Abschnitte aus Büchern zu entnehmen und diese in der eigenen Arbeit zu verwenden, ohne sie kenntlich zu machen. Gutenberg hat seither eine neue Bedeutung. Doch auf einen Konsens kann sich nicht geeinigt werden. Denn irgendjemand mag Fußnoten lieber, andere möchten ergänzende Informationen lieber im Fließtext finden. Für wieder andere könnte ein alter Wikipedia-Artikel ausgedruckt werden und es gäbe dennoch eine 3,7 mit Augenzwinkern. Das Resultat sind verwirrte Studierende und aberwitzige Gerüchte, was in Hausarbeiten nun genau erwartet wird. Der einen Gruppe ist es wichtig, sich ein

Thema komplett hinzugeben und mit der Arbeit einen Meilenstein zu setzen. Anderen graut es, davor sich wochenlang in die Bibliothek zu setzen, um am Ende doch nur wieder Büchern zu kopieren, die am Ende der Recherche abgeheftet im Ordner des ewigen Vergessens landen. Vielleicht liegt dieser Unmut gegenüber Hausarbeiten aber auch darin, dass der Sinn nicht ganz erschlossen werden kann. Beispiel: Das Fach Geschichte.

Die Seminarthemen sind zu speziell. Wen könnte es denn schon interessieren, dass Karl der Große um 800, während der Kaiserkrönung, ganz still und heimlich pupste. Das Thema wird aufgerollt und ewig lange diskutiert – welche Auswirkungen hätte das laue Lüftchen gehabt, wenn es an die Öffentlichkeit getreten wäre? War Karl das schon vorher passiert? Das Ganze wird eigentlich nur dadurch getoppt, dass es zu eben jenem Thema bereits zig Bücher und Schriften gibt, die sich mit dem Ereignis detailliert beschäftigen. Dann beginnt das, was für viele der Hausarbeiten-Duktus ist. Man sammelt Materialien und übernimmt diese - mit Verweis - in seine Arbeit, sodass am Ende bloß ein Mischmasch aus bereits existierenden Werken entstanden ist. Das Problem liegt aber nicht nur in der Eigenart der Themen, sondern auch darin, dass es schier unmöglich ist, mit einer Hausarbeit neue Erkenntnisse zu erlangen, die für den Fachbereich von Bedeutung sind. Eine Eigenleistung ist beinahe ausgeschlossen, da nahezu alles Nötige bereits verfasst und abgedruckt wurde. Eine Sackgasse? Nein. Denn schließlich kennen wir alle jemanden, der*die es immer wieder schafft, eine 1,0 mit Sternchen rauszuholen. Vielleicht sollten genau diese Menschen die Seminare zum wissenschaftlichen Arbeiten anbieten. Viel Erfolg. [bjg]

Impressum

Studentische Zeitung für Duisburg, Essen und das Ruhrgebiet

Herausgeber: AStA der Uni Duisburg-Essen, der Vorstand: Markus Lamprecht, Saskia Strasdat, u.a.

Projektkoordination: Nils Kriegeskorte

Anschrift: aktuell, c/o AStA der Uni Duisburg-Essen, Universitätsstraße 2, 45141 Essen

Comic: Jennifer van de Sandt

Gestaltung: Alexander Bönninger

Redaktion dieser Ausgabe: Britta Rybicki (BRIT), Maren Wenzel (mac), Marie Eberhardt (mal), Simon Kaupen (ska), Daniel Veutgen (dav), Philipp Frohn (fro), Linda Gerner (Gerne), Björn Gögge (bjg)

V.i.S.d.P.: Philipp Frohn (fro)

Auflage/Druck: 5.000 / Megadruck, Westerstede

E-Mail: redaktion@akduell.de

Web: www.akduell.de

HIRNAKROBATIK

1			2	7		5	9
	7		6		1		
9					2	7	
		1	6				
	8		5	3		1	
				2	8		
	1	6					7
		8		5		2	
4	2		7	8			3

WOHNHEIMGESCHICHTEN

